

Von hinten April '05

Post von den verbeamteten Amateurfotografen aus Meckpomm ist noch nicht eingetroffen. Darum nehme ich Abstand vom Vorhaben, mich drei Seiten lang über studentische Gelage bei „Zensi“ auszulassen. Einen Teil der Bringschuld will ich zunächst trotzdem einlösen, bevor ich auf ernstere Themen zu sprechen komme.

Wie sich die Kneipe an der damaligen Leninstraße im Leipziger Süden wirklich nannte, weiß ich nicht mehr. Unter den Studenten, die schätzungsweise 98 Prozent der Stammkundschaft ausmachten, darunter vermutlich Dreiviertel aus gesellschaftswissenschaftlichen Fächern, war die Stampe in der Quasi-Ruine nur als „Zensi“ bekannt. So hieß aber eigentlich die Bedienung, eine resolute, kräftig gebaute ältere Frau mit Stützstrümpfen. Überwiegend war sie mit dem Austragen von Bier beschäftigt; brachte auf Anfrage auch den Knobelbecher, damit man „Schummel-Mex“ spielen konnte, ein Würfelspiel, bei dem es darauf ankommt, mit ernster Miene den größten Blödsinn weiterzureichen. Das war hauptsächlich bei den Gesellschaftswissenschaftlern beliebt. Dazu gehörte ich. Die damals erworbene Routine hilft mir heute beim Schreiben von Artikeln und Kolumnen.

Die bisherige Tätigkeitsbeschreibung von Zensi wäre noch kein Anlass zur Rückschau. Doch sie hatte eine besonders effektive Methode entwickelt, wie man eine allabendlich überfüllte Kneipe trotz geschwollener Beine zufriedenstellend bewirbt. Es gab zwar eine rustikal angelegte Speisekarte mit vier verschiedenen Gerichten, doch war es zwecklos, Zensi beim Bierverteilen daraufhin anzusprechen. Sie rief im Abstand von etwa einer halben Stunde in den verräucherten Raum: „Wer will Soljanka?“ – und zählte die erhobenen Hände durch. Dies wiederholte sich mit Bockwurst, Knoblauchwurst und Bauernfrühstück. Wenig später verteilte sie die bestellte Menge mehr oder weniger instinktsicher an die Händeheber. Wenn dann am nächsten Vormittag die PolÖk-Studenten im Seminar nach Neuerer-Methoden gefragt wurden, kam trotzdem keine sinnvolle Antwort, da die Zensigänger noch abwesend waren oder nicht ganz aufnahmefähig im Sperrholzgestühl rumhingen. Für jüngere Kolumnenleser, die nicht wissen, was PolÖk war: Das heißt heute BWL, Neuerer-Methoden werden jetzt Basisinnovationen genannt.

Nun zum angekündigten ernsteren, da gegenwartsbezogenen Teil der Kolumne. Chemnitz ist pleite. Fast 20 Millionen Minus. Da müssten eigentlich Neuerer-Methoden á la Zensi her. Es gibt Mittel, auch mit geschwollenen Beinen die Klientel abzufüllen. Noch existiert keine offizielle Pressemitteilung, doch es scheint nur eine Frage der Zeit zu sein, wann eine Kommission eingesetzt wird, Auswege zu finden. Die Bundesregierung macht es vor. Da werden Arbeitsbeschaffungsprogramme für wenig ausgelastete Manager wie Rürup oder Hartz aufgelegt, damit ehrenhafte Staatssekretäre, die eigentlich dafür zuständig sind, nicht in die Schusslinie der Öffentlichkeit geraten. Nicht bestätigten Gerüchten zufolge soll alsbald eine Agentur mit der Lösung der Chemnitzer Finanzkrise beauftragt werden. Es wurden nach bewährter Vorgehensweise schon Institute jenseits der Werra-Elbe-Linie ausgesucht. Einige der hochdotierten Einrichtungen haben bereits im Aral-Autoatlas nachgesehen, wo eigentlich Chemnitz liegt, um eine passende Strategie auszuarbeiten. Die Ergebnisse sind vorhersehbar. Dass der uralte Vorschlag einer Armutssteuer nichts bringt, ist klar. Denkbar sind aber Strafabgaben für Arbeitslose, die sich den vielfältigen Vermittlungsangeboten der ortsansässigen Arbeitsagentur verweigern. Doch da liegt das Problem der Nachweisbarkeit, weil die Agentur, wie es ich für gesellschaftsumkämpelnde Verbände gehört, absolut konspirativ arbeitet. Wer in Zeiten der Umstrukturierung in welchem Zimmer des Gebäudes sitzt, ist schwer herauszufinden. Telefonnummern existieren überhaupt nicht. Che Guevara wäre stolz auf solche Mitarbeiter. Da aber das zur Agentur mutierte Amt eine Bundesbehörde ist, dürfte die

Abgabe der Strafen an die Kommune ohnehin schwierig werden.

Interessant erscheint allerdings die Idee, dass Vorortgemeinden, die vor Jahren zwangseingemeindet wurden, sich jetzt wieder freikaufen dürfen. Das bringt schnell was in die Kasse und lässt die Option offen, demnächst die Retourkutsche ohne Finanzausgleich zu fahren.

So ganz überzeugend werden die Vorschläge des Münchner, Düsseldorfer oder Hamburger Think Tanks also nicht ausfallen. Hauptsache, die Vordenker bekommen ihr Honorar. Wenn dadurch das kommunale Defizit auf eine weitere Million ansteigt, fragt man halt Experten in Köln, Stuttgart oder Frankfurt, wie man aus der Misere herauskommt.

Mit den kreativen Ideen ist es eben nicht so einfach. Selbst Zensi wird Jahre gebraucht haben, um adäquat zu den anschwellenden Beinen eine effizienzsteigernde Methode des Studentenabfüllens zu entwickeln. Noch schwieriger ist es aber bei Branchen, in denen möglichst täglich was neues, unverbrauchtes rauskommen soll, der Poesie beispielsweise. In Vorbereitung eines Literaturfestes stoße ich auf das Phänomen, dass die Pisa-Studie offensichtlich nicht völlig schräg liegt. Wo sind die jungen Bertoldbrechts, Heiner Müllers, Volkerbrauns??? Nicht da, so scheint es. Als ich aber vor kurzem in der Oberlausitz, meiner Heimat war, hatte ich ein Schlüsselerlebnis bezüglich sprachschöpferischer Potenzen des häufig zu unrecht verspotteten einfachen Volkes. Über herbes Kopfsteinpflaster in Bischofswerda (volkstümlich Schibock genannt!) schaukelnd, schaute ich auf die Beschriftung des vorherschaukelnden Kleintransporters. Unter der Dachkannte stand „Brennerwartung“. Ich entschied mich spontan dafür, dass man das Kompositwort wohl als Brenner-Wartung deuten müsse. Darunter stand aber in anmutiger Pseudo-Kalligrafie geschrieben: „Wenn Bobbel kommt, ist Wärme prompt.“ Da war ich mir dann nicht mehr so sicher, ob man bei Bobbel nicht eine Brenn-Erwartung haben sollte. Doch genau diese Zweideutigkeit macht postmodernes Schrifttum aus. Wo sind die Bobbels Westsachsens? Sprachkünstler, bitte meldet euch!

In heißer Erwartung verbleibt

Neffe Jens